

Unterhaltungs-Blatt

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.

N. 38. 1889.

Hoher Einsatz.

Roman von Ludwig Sabisch.

(Schluß.)

22. (Nachdruck verboten.)

Zwei Jahre sind seit jenen düsteren Ereignissen vergangen, und in der Villa am See herrscht wieder Glück und Sonnenschein.

Wenn auch Baron Ehrenreich durch die Beichte des elenden Schurken tief erschüttert worden war, so hatte sie ihm doch zu gleicher Zeit die Augen rasch geöffnet für die Gefühle, die Nanni für ihn hegte. Er konnte bald nicht daran zweifeln, daß sie ihn wirklich liebte; ohne jene Mittheilungen würde er vielleicht in ihrem Benehmen nie mehr gefunden haben, als die Zuneigung einer nahen Verwandten. Jetzt, nach den Andeutungen Svetojar's, waren ihm die Augen geöffnet, und er sah nun in ihrem herzlichen Anlehn an ihn doch etwas mehr, als nur das freundliche Zutrauen einer Schwägerin. Wenn er kam, dann leuchteten ihre dunklen Augen wunderbar auf, dann vergaß sie alles trübe Sinnen und die häßliche jüngste Vergangenheit und gab sich völlig dem Genuß hin, den ihr das Plaudern und Zusammensein mit dem längst heimlich geliebten Manne gewährte. Wohl warfen die letzten düsteren Ereignisse über Beide noch ihre dunklen Schatten, und sie wagten nicht daran zu denken, sich so rasch ein neues Glück zu gründen; sie waren zufrieden, wenn sie sich jetzt öfters sehen, mit einander sprechen und sich über die einsamen Stunden und schwermüthigen Gedanken gegenseitig hinweg-

helfen konnten, die sie sonst heimgesucht hätten. Waren sie doch Beide nach kurzer Zeit allein, während die Anderen jetzt schon den schützenden Hafen gefunden und sich ein volles, reines Glück geschaffen hatten.

Nachdem infolge der Beichte des Chevaliers

Josipovic die Unschuld Holmgren's sich glänzend herausgestellt hatte, und Margareth von dem quälenden Gedanken befreit war, daß sie ihre Tante in den Tod getrieben habe, abgerte sie nicht länger, den geliebten Mann zu sich zurückzurufen, um ihm Herz und Hand zu bieten.

Doktor Holmgren hatte schon durch die Zeitungen die überraschende Nachricht erfahren, noch ehe ihn der Brief der Geliebten erreicht hatte; er nahm sofort Urlaub und brach auf, um Margareth nach schwerer, leidensvoller Zeit wiederzusehen. Welch' ein Glück! Der Weg zu ihr war wieder frei, kein dunkler Schatten stand mehr zwischen ihnen, und schon nach wenigen Wochen feierten die Liebenden das Fest ihrer Vereinigung. Margareth gab ihre Besitzung in Arco sofort auf und folgte willig und gern dem geliebten Gatten in die Hauptstadt, wohin sich derselbe hatte verziehen lassen. Dort in der prächtigen Kaiserstadt führten Beide nach der schweren, harten Prüfung ein reichbeglücktes und voll befriedigtes Dasein. Doktor Holmgren erwarb sich durch seinen ehrenwerthen Charakter, durch die opferwillige Hingabe an seinen Beruf und seine tüchtigen, gebiegenen Kenntnisse die allgemeine Achtung, und Margareth wußte mit ihrer ungezwungenen Liebenswürdigkeit, ihrem geistesfrischen offenen Wesen ihr Haus zum Mittelpunkt einer ausgewählten Gesellschaft zu machen.

Es war der Comtesse sehr erwünscht, daß sich für ihre Villa in Arco so rasch und noch dazu ein Käufer gefunden hatte, in dessen Händen sie ihr Besitzthum am liebsten sah. Sobald Margareth den Freunden ihren Entschluß



Chinesischer Wahrsager in einer Straße von San Francisco. (S. 299)

mittheilte, daß sie ihre Villa veräußern wolle, erklärte Angerstein sofort, daß er sie keinem Anderen gönne und sie um jeden Preis selbst erwerben werde. Er hatte bereits für eine Niederlassung Arco in's Auge gefaßt, weil ihm gerade dieser Ort für einen beständigen Aufenthalt angenehmer und passender erschien, als Riva. Rag auch das Städtchen nicht am See, so bot es doch durch seine Fremdenkolonie einen anregenden und belebenden Aufenthalt. Sophie war noch so jung; er durfte sich nicht mit ihr völlig in die Einsamkeit vergraben, und er hatte auch in seiner Lebenslustigen, heiteren Weise keine Neigung dazu, deshalb ergriff er mit Freunden die Gelegenheit, sich in Arco anzufiedeln. Wußte er doch auch, wie glücklich seine Braut darüber sein würde, daß sie ein Haus nicht mehr verlassen mußte, in dem sie sich längst heimisch fühlte, das für sie die Erinnerung an die selige Zeit ihres Brautstandes einschloß. Beide Paare feierten an ein und demselben Tage ihre Hochzeit in der Villa, und das hübsche Doppelfest verlief in fröhlichster Stimmung. Noch am demselben Abend reisten Holmgren und Margareth an ihren neuen Bestimmungsort ab, und die beiden anderen Neuvermählten blieben zurück, um in ihrem jetzigen Heim ein still beglücktes, vollkommen zufriedenes Leben zu führen.

Auch Enrichetta war, nachdem sich ihre völlige Anschuld an der Vergiftung ihrer Herrin herausgestellt und sie die für den geleisteten Meineid besonders judikirierte Strafe abgehüßt hatte, aus dem Zuchthaus entlassen worden, und die gutmüthige Marchesa nahm sich sofort ihrer an und sorgte in freigebigster Weise für ihre Zukunft. Auch hier fragte sie erst, wie sie dies jetzt bei allen sie betreffenden Angelegenheiten gewohnt war, ihren Schwager um seine Meinung. „Sie hat es freilich nicht um Dich verdient,“ setzte sie hinzu; „aber wer soll sich ihrer sonst annehmen, und ich fürchte, sie geht sonst ganz zu Grunde, wenn sie aus dem Gefängniß kommt.“

Baron Ehrenreich war großherzig genug, ihr zuzustimmen und sie in ihrem Entschluß zu bestärken. „Das Mädchen hat ihre Schuld schwer gebüßt und ist selbst von ihrer thörichten Nachsicht hart genug getroffen worden, nur wiedersehen möchte ich sie nicht; die düstere Vergangenheit mag begraben sein, ich will so wenig wie möglich daran erinnert werden.“

Der Baron hatte wirklich gelernt, sich der Gegenwart voll und ganz hinzugeben und sich um das Urtheil der Welt wenig zu kümmern. Früher würde er den Verkehr mit seiner Schwägerin möglichst vermeiden, wenigstens auf das geringste Maß beschränkt haben, aus Furcht, die Leute könnten darüber ihre unliebsamen Bemerkungen machen. Jetzt fragte er wenig darnach, er kam täglich zu der Marchesa, und ihr frisches, fröhliches Wesen, das bald wieder hervorbrach, wirkte auf ihn stets belebend und erfreuend.

Stella hatte nicht die lebenswürdige Feinheit ihrer verstorbenen Schwester, ja, ihre freien Umgangsformen, die feste, sichere Weise ihres Auftretens hatten den Baron sogar anfangs etwas unangenehm berührt; aber er hatte sich allmählig daran gewöhnt, und durch seinen Einfluß wurden diese kleinen bei ihr hervortretenden Schattenseiten auch allmählig ziemlich abgedämpft. Ihm gegenüber wurde sie ohnehin bald eine ganz Andere; sie schien zu ahnen, was er nicht gern hatte, und die einst so tolle, übermüthige Kunstreiterin fand jetzt ihr höchstes Glück darin, wenn sie sah, daß der geliebte Mann mit ihr zufrieden war, und ihre Heiterkeit, die sie jetzt in gewissen Schranken zu halten wußte, ihm ein beifälliges Nacheln entlockte. Für ihn verschmolz allmählig das Bild der ersten Frau mit ihrer Schwester in eins zusammen, und er mochte nicht mehr, wie in der

ersten Zeit, Vergleiche zwischen ihnen anstellen, die stets zu Ungunsten der Lebenden ausgefallen waren; jetzt erfreute er sich ohne Rückhalt an der Herzensgüte, der übersprudelnden Heiterkeit Nanni's, und ihre Gegenwart wurde ihm mit jedem Tage unentbehrlicher.

Wohl hatte die Marchesa schon früher ihrem Schwager ausgeplaudert, wie sie eigentlich schon längst seine Bekanntschaft gemacht habe; aber erst am Hochzeitstage Sophiens und Margareth's bekannte sie ihm, wie tief der Eindruck gewesen sei, den sie von seiner Photographie empfangen, und wie sie damals halb scherzend, halb im Ernst ausgerufen habe: „In den Mann könnte ich mich verlieben!“

„Und nun Du ihn von Angesicht zu Angesicht gesehen hast, fällt es Dir schon lange nicht mehr ein, nicht wahr?“ fragte er leise und mit einer Miene, die verrieth, daß er seiner Sache noch immer nicht ganz gewiß sei.

„Erst recht,“ entgegnete sie ohne Besinnen und sah ihm dabei mit ihren dunklen, feuchtglänzenden Augen voll in's Antlik.

Ehrenreich ergriff ihre Hand und hielt sie fest. „Scherzest Du auch wirklich nicht?“

„Aber Du guter, prächtiger Mensch, weißt Du noch immer nicht, daß ich Dich grenzenlos liebe und ohne Dich gar nicht mehr leben kann?“ — und Stella schlang stürmisch ihre Arme um den Nacken des geliebten Mannes.

Sie hatten sich Beide aus dem Saal für einen Augenblick auf den kleinen Balkon hinausgeflüchtet, um ungestört mit einander plaudern zu können, und in ihrem jungen Glück bemerkten sie nicht, daß jetzt einer der Hochzeitsgäste ebenfalls hier erschien, um ein wenig frische Luft zu schöpfen. Wohl waren die Liebenden anfangs ein wenig verlegen, aber sie faßten sich rasch; nun blieb nichts weiter übrig, als sich der ganzen Gesellschaft als Verlobte vorzustellen, während sie sonst gern ihren Herzensbund noch länger geheim gehalten hätten. Mochte die Welt immerhin ihre boshaften Glossen machen, daß die Beiden schon wenige Monate nach dem Tode des Marchese sich in treuer Liebe gefunden hatten; sie wußten doch, daß sie an dem Verstorbenen kein Unrecht begingen. Das Herz Stella's hatte niemals diesem Manne gehört, den ja auch nicht wahre, aufrichtige Liebe, sondern nur die Sucht, mit ihrer Hand ein glänzendes Vermögen zu erlangen, zu ihr geführt hatte.

„Er war ein Glücksjäger, wenn auch nicht von einer so gefährlichen Sorte, wie dieser Slavonier,“ hatte Angerstein mit gewohnter Offenheit gegen seinen Schwager geäußert, und der Baron konnte ihm nicht Unrecht geben.

Nach Verlauf des üblichen Trauerjahres reichte die Marchesa dem geliebten Manne die Hand am Altare, und wieder ein Jahr später schaukelte sie übergelüchelt einen prächtigen Knaben auf dem Schoß. Hätte nicht schon die schwärmerischste Liebe, die treueste und zärtlichste Hingabe für ihren jetzigen Mann ihrer tollen Laune ein wenig den Zügel angelegt, so würde es jetzt ihr süßes Mutterglück gethan haben. Die ehemalige, wild und fest durch das Leben stürmende Kunstreiterin war wie verwandelt, sie brauchte jetzt nicht mehr die rauschenden Vergnügungen, die stürmischen Huldigungen einer Weisfall jauchzenden Menge, ihr Mann und jetzt ihr Kind umschlossen ihre ganze Welt, und sie forderte vom Geschick nichts weiter, als den dauernden Besitz dieser ihrer höchsten Güter.

Als dann nach mehrjähriger kinderloser Ehe Margareth ihrem Gatten ein Mädchen schenkte, da träumten die Cousinen davon, daß ihre Kinder einmal ein Paar werden müßten. In jedem Jahre waren Holmgren und Margareth liebe, willkommene Gäste in der Villa am Gardasee, und während dieser Zeit brachte jeder Tag die drei Familien zusammen, die dann nur eine einzige bildeten.

Die Uhr des Großvaters.

Erzählung

von

F. Meißner.

1. (Nachdruck verboten.)

„So hör' doch endlich auf mit dem ewigen Gerebe, Vater! Sage mir einfach Ja oder Nein, und ich will Dich dann mit keinem Worte mehr behelligen!“

„Ich kann Dir's nicht erlauben, Johannes. Nimm doch Vernunft an! Siehst Du denn nicht ein, daß das, was Du verlangst, sich für einen so jungen Menschen, wie Du bist, durchaus nicht schickt?“

Der alte Herr stützte den Ellenbogen auf die Armlehne seines großen lederen Sessels und legte die Stirn in seine magere Hand. Es schien, als ob das Mißvergnügen des hübschen, hochaufgeschossenen jungen Mannes, der so trotzig vor ihm stand, ihm einen scharfen inneren Schmerz verursachte.

„Gut, Vater. Weiter wollte ich nichts,“ antwortete der Jüngere mit einer Stimme, die in mühsam verhaltenem Zorne bebte. „Aber daß Du's nur weißt, das Schützenfest in Merkersbach mache ich doch mit, und wenn ich Großvaters Uhr und Kette verkaufen müßte, um mir Geld zu verschaffen!“

„Aber Johannes!“ kam es vorwurfsvoll über die Lippen der Mutter, einer sanften, ältlichen Dame, die von ihrem Plaze am Fenster aus mit nassen Augen dem Streit zwischen ihrem Manne und ihrem einzigen Sohne zugehört hatte. Der junge neunzehnjährige Mann aber konnte sich kaum mäßen; seine Wangen glühten dunkelroth, er trat schnell an den großen, alterthümlichen Kleiderschrank und nahm Hut und Ueberrock heraus; während er den letzteren anzog, sagte er, zu seiner Mutter gewendet: „Du brauchst heute Abend nicht auf mich zu warten; der Gutsinspektor auf Wiesenburg feiert seinen Geburtstag und hat uns Forstleuten alle dazu eingeladen. Die Geschichte kann lange dauern, und da der Weg über den sumpfigen Erlengrund in der Nacht nicht sicher ist, so werde ich wahrscheinlich in Wiesenburg bleiben.“

„Gehen noch andere junge Leute von hier mit Dir nach Wiesenburg?“ fragte der Vater.

„Sie ziemlich alle, die zu unserem Schießclub gehören,“ entgegnete Johannes mit geistlicher Kälte in Blick und Stimme. „Arthur Bruch, Wilhelm Borberger, Franz Peters und Johannes Frey.“

Der Kanzleirath wendete seinen Kopf bei diesem letzten Namen heftig zur Seite und schwieg, die Mutter aber begann sanft und in vorwurfsvollem Tone: „Sieh, lieber Johannes, wenn Du doch endlich den Wunsch Deiner Eltern erfüllen und den Umgang mit diesem Frey aufgeben möchtest. Der Mensch übt einen schlimmen Einfluß auf Dich aus. Schon als kleiner Junge hat er nichts getaugt, und es hat ganz den Anschein, daß jetzt, da er erwachsen ist, ein richtiger Bösewicht aus ihm werden wird.“

„Mich wundert nur, Mutter, daß Du dieses tröstliche Ende nicht auch mir und all' den Anderen in Aussicht stellst,“ antwortete der junge Mann spöttisch lachend, wünschte kurz Lebewohl und eilte, ohne noch eine fernere Mahnung seiner Eltern abzuwarten, schnell von dannen.

Die Familie, deren Harmonie durch den soeben geschilderten Zwiepsalt gestört wurde, war die des Kassirers der Rittershagener Kreis- und Genossenschaftsbank Christian Wächter, Kanzleirath a. D. Derselbe hatte seinen einzigen Sohn von dessen frühesten Jugend an gründlich verzogen; jetzt begann er seinen Fehler

einzufohen und verfuhte nun, das Ding dadurch wieder in's Gleichgewicht zu bringen, daß er alle Aeußerungen der lebensfrischen Jugendkraft des inzwischen zum Jüngling herangereiften Sohnes zu unterbrücken sich bemühte. Natürlich war das jezt zu spät, und die Beschränkungen und Maßregelungen, durch die er seinen Sohn jezt noch zu erziehen gedachte, schienen in den meisten Fällen nur Unheil zu fördern.

Der Großvater des Knaben, ein alter Lühower, der in dem Jahre vorher in dem hohen Alter von neunzig Jahren gestorben war, hatte ebenfalls mit der größten Liebe an seinem Enkel gehangen und demselben noch auf seinem Todtenbette die prächtige holländische Taschenuhr zum Geschenk gemacht, die von jeher als die werthvollste Familienreliquie gegolten hatte. Die Thatfache, daß Johannes vorher so leichtfertig von dem Verkauf dieses Kleinods gesprohen, hatte die Eltern daher sehr schmerzlich berührt.

„Ich fürchte, daß der Junge auf schlimme Wege gerathen ist,“ sagte der Kanzleirath nach einer langen Pause. „Er treibt sich zu viel mit dem Menschen, dem Frey herum, auch die Bekanntschaft mit dem Inspektor auf Wiesenburg, dem so viel älteren Manne, gefällt mir gar nicht. Und dann diese Idee, auf eine ganze Woche nach Merkersbach zum Schützenfest zu gehen, wo das gesammte Vagabundenthum des Kreises sich ein Stellbischein gibt. Er darf mir nicht dorthin, und sollte ich —“

„Lieber Christian, Du weißt natürlich am besten, was in solchen Fällen zu thun ist,“ fiel hier die Kanzleiräthin ein. „Ich bin auch vollständig mit Deiner Ansicht über den jungen Frey einverstanden. Was aber unseres Johannes Besuche in Wiesenburg anlangt, so glaube ich genau zu wissen, was ihn in letzter Zeit so oft dorthin gezogen hat. Räthchen Mathefius, die Tochter des Schloßpredigers, ist nämlich wieder nach Hause gekommen. Und wie ich höre, geht auch Räthchen auf einige Tage nach Merkersbach zum Besuch ihres Onkels, des dortigen Superintendents.“

„Aber, beste Konstanze,“ entgegnete der Kanzleirath, „warum wird mir denn davon nichts gesagt? Es ist zwar schlimm genug, wenn ein so junger Mensch schon hinter einem Mädchen her ist, aber es läßt sich doch noch eher hören, als solch' eine bloße lieberliche Kneipfahrt zum Schützenfest. Hätte Johannes mir mitgetheilt, daß ihm an der Gesellschaft der kleinen Mathefius so viel gelegen ist, anstatt mir mit dem Verkauf von meines Vaters Uhr zu drohen, dann hätte ich die Sache ja ganz anders angesehen. Die alte Uhr ist mir fast so lieb wie mein Leben, namentlich aber möchte ich um nichts in der Welt den Ring meiner seligen Mutter missen, der an der Kette befestigt ist.“

In diesem Augenblicke wurde kurz und heftig an der Thürlocke gerissen, und der Kanzleirath erhob sich, um zu sehen, wer da sei.

Das Ehepaar befand sich allein im Hause, da das Dienstmädchen zum Besuche einer erkrankten Schwester auf einige Tage Urlaub erhalten hatte. Frau Konstanze, welche aus dem Gespräch an der Hausthüre so viel entnehmen konnte, daß man ihren Mann in Geschäftssachen zu sprechen beehrte, verließ das Wohnzimmer, um in der Küche noch allerlei zu ordnen.

Der Besucher war kein Geringerer als Herr Gottfried Wendel, der Bürgermeister und Polizeivorstand von Rittershagen. Er begrüßte den alten Kassirer mit einigen hastigen Worten und einem kräftigen Händedruck und begab sich dann ohne Weiteres schnellen Schrittes in die Wohnstube.

„Hören Sie, bester Rath,“ sagte er mit einer Stimme, deren Dämpfung zu seiner son-

stigen lauten und volltönenden Redeweise in auffälligem Gegensatz stand, „Sie erinnern sich doch noch, daß ich Ihnen am vergangenen Dienstag mitgetheilt habe, daß sich jezt allerlei verdächtiges Gesindel hier bei uns herumtreibt, und daß ich Ihnen sagte, Sie sollten die Augen offen und den Kassenschrank immer fest zu halten.“

„Gewiß erinnere ich mich dessen noch, aber —“ „Also passen Sie auf, Kanzleirath: heute Nacht soll in unsere Kreis- und Genossenschaftsbank eingebrochen werden. Es ist Alles organisiert, der Plan ist fix und fertig, und ich habe alle Fäden desselben in meiner Hand. Eine Denunziation von einem der Eingeweihten, dem die Kette noch zur rechten Zeit gekommen zu sein scheint, hat mir den Anschlag verrathen.“

Christian Wächter lächelte unglaublich über des als etwas exaltirt bekannten Bürgermeisters neue „Räuber Geschichte“.

„Nur ruhig. Räthchen, ganz ruhig!“ fuhr der Bürgermeister fort, indem er seine Hand auf des Kassirers Knie legte. „Die Bande soll also, außer den uns unbekannten Komplizen hier im Orte, aus zwei Mann bestehen. Die zwei Kerle aber sind von der richtigen Sorte, echte Berliner Einbrecher, die jezt ihre Kunstreisen hier unten bei uns machen. Die Spitzhuben haben Nachschlüssel zu Ihrer Hausthüre und auch zu der Thüre Ihres Schlafzimmers. Die Kerle werden um Mitternacht, spätestens aber um zwei Uhr, hier bei Ihnen eintreten; Ihre Frau wird gebunden und kriegt einen Knebel in den Mund, Ihnen aber wird der Revolver gezeigt, und so müssen Sie mit den Banditen hinaus und über den Platz gehen bis zur Bank, um dort das Kombinationschloß zu öffnen. Ihr Dienstmädchen ist nicht im Hause, das wissen die Kerle und vor Johannes scheinen sie keine besondere Furcht zu haben.“

„Johannes ist nach Wiesenburg gegangen und kommt zur Nacht nicht zurück,“ sagte der Kanzleirath.

„Aha, dann sind sie also auch davon unterrichtet. Die Bande hofft eine Beute von ungefähr hundertzwanzigtausend Mark zu machen. Auf der Wiesenburger Chaussee wird ein Jagd fuhrwerk bereit stehen, mit dem sie, wenn hier Alles besorgt ist, nach Merkersbach jagen und den Anschluß an den Kurierzug erreichen wollen, der um fünf Uhr Morgens dort durchkommt. Sie, Räthchen, sollen gebunden und geknebelt so lange in der Bank liegen bleiben, bis morgen Früh Sie Jemand da findet.“

Der Kanzleirath lachte jezt laut auf.

„Halt, alter Freund,“ sagte der Bürgermeister, „da ist nichts zu lachen! Ich bin der Bürgermeister und Polizeivorstand dieser Stadt und meine Ehre und mein Dienst erfordern es, daß ich diese Einbrecher fange. Das Programm ist fertig und Sie haben einfach Ihre Rolle zu übernehmen, d. h. weiter nichts zu thun, als sich durchaus passiv zu verhalten. Wenn die Kerle in der Nacht erscheinen, dann halten Sie mit einigen protestirenden Redensarten und dergleichen den Schein aufrecht, nehmen aber die Kassenschlüssel und gehen mit den Räubern zur Bank, wo der dritte Komplize, der hiesige, zu ihnen stoßen wird. Erst wenn die Thüre des Bankgebäudes geöffnet ist, und wenn sich die ganze Bande darin befindet, erst dann ist das Verbrechen komplet. Dann breche ich mit meinen Leuten hervor; wir besetzen die Thüre, öffnen unsere Blindlaternen, stürzen uns auf die Halunken und überwältigen sie.“

„Bürgermeister Wendel,“ entgegnete der Kanzleirath, dem die Sache jezt doch anfang, zu bunt zu werden. „Angenommen also, Ihre Räuber Geschichte wäre wirklich wahr, wie können Sie nur voraussetzen, daß ich ruhig zugeben würde, daß in meiner Gegenwart ein paar

Kerle meine gute Frau in ihrem Bette binden und knebeln?“

„Das sehe ich ja gar nicht voraus, Räthchen,“ sagte der Bürgermeister überlegen lächelnd. „Im Gegentheil, ich habe diesen Einwand als ganz selbstverständlich vorausgesehen und auch schon längst einen Ausweg gefunden, der sicher allseitig befriedigen wird.“

In diesem Augenblicke trat die Räthin in das Zimmer; der Bürgermeister erhob sich schnell und begrüßte die Dame.

„Guten Abend, meine hochverehrte Frau! Auf das Glück, Sie so wohl zu sehen, habe ich schon lange geduldig hier gewartet. Denn ich habe eine Bitte auf dem Herzen. Sie wissen, wie krank unsere arme Nachbarin, die Frau Hellwig ist; die anderen Damen, auch meine Frau, haben Alle schon abwechselnd bei der Aermsten gewacht — meine Frau ließ mich von gestern Nachmittag sechs Uhr bis heute Vormittag zehn Uhr allein — und heute Nacht ist außer dem vollständig aufgeriebenen Apotheker und seiner gänzlich erschöpften Dienstmagd Niemand da, der Bedauernswerthen beizustehen, wenn Sie nicht —“

„Du lieber Gott! Ich danke Ihnen herzlich, Herr Bürgermeister, daß Sie mir Gelegenheit geben, meine Menschenpflicht zu thun. Von Herzen gerne. Ich habe vorher noch etwas ganz in der Nähe Ihres Hauses auszurichten, da kann ich ja gleich mit Ihnen hinausgehen, und dann bin ich gegen neun Uhr bei Hellwigs. Mein Mann wollte noch einige Briefe schreiben und wird mich daher wohl nicht vermissen.“

Christian Wächter sagte kein Wort, denn er wollte seine Frau auf keinen Fall beunruhigen. Die hätte schließlich doch an des Bürgermeisters Märchen geglaubt. Die Räthin ging dann noch einmal hinaus, um ihren Shawl, ihr Fläschchen mit Riechsalz und ihre Brille zu holen, und der Bürgermeister benutzte ihre Abwesenheit noch zu einigen eiligen, abschließenden Worten.

„Sehen Sie, alter Freund,“ sagte er. „Ihre Frau wäre also aus der Schutzlinie. Und nun, immer kaltes Blut! Die Sache wird sich brillant abwickeln. Thun Sie heute keinen Schritt mehr aus dem Hause, sonst erregen Sie Verdacht und ruiniren Alles. Zwischen Zwölf und Zwei kommen die Einbrecher. Im Uebrigen verlassen Sie sich auf mich.“

Man hörte Frau Wächter im Nebenzimmer den Kasten ihrer Kommode zuschieben und verschließen. Dann trat sie, zum Ausgehen gerüstet, in's Zimmer und bald darauf verließ sie in Begleitung des Bürgermeisters das Haus.

Der Kanzleirath befand sich jezt allein. Er sezte sich behaglich in seinen Lehnstuhl und steckte sich seine Pfeife an. (Fortsetzung folgt.)

Die chinesischen Wahrsager.

(Mit Bild auf Seite 297.)

Das sonst so intelligente und anstellige Volk der Chinesen huldigt im ausgebreitetsten Maße dem Aberglauben. Ueberall im „Reiche der Mitte“ gibt es daher zahlreiche Leute, welche allerlei abergläubische Künste gewerbsmäßig ausüben und als Quacksalber, Astrologen, Geisterbanner und Wahrsager umherziehen. Auch im Chinesenviertel zu San Francisco treten sie auf, und unser Bild auf S. 297 zeigt uns einen Wahrsager, der darin seinen Nisch in der Straße vor einem Hause aufgestellt hat und durch mit allerlei Figuren und Schriftzeichen bedeckte Plakate die Menge anzulocken sucht. Dies gelingt ihm auch mit leichter Mühe, denn kein Chinese unterläßt es, von Zeit zu Zeit und namentlich bei irgend einem wichtigen Vorhaben einen solchen Wundermann um Rath zu fragen. Das Wahrsagen erfolgt bald — wie auf unserem Bilde — aus hingeworfenen Geldstücken, bald aus Blättern, die mit geheimnißvollen Zeichen und Charakteren bedeckt sind. Der Wahrsager verfährt alsdann dem gespannt zuhörenden Klienten

seine Orakelsprüche und schreibt ihm dieselben gegen ein besonderes Honorar auf, worauf dann gewöhnlich schon ein neuer Kunde herankommt, um sich ebenfalls die Zukunft enthüllen zu lassen.

Wettfahren mit Pferden und Renthieren in Norwegen.

(Mit Abbildung.)

Wenn in dem durch seine Kupferbergwerke bekannten norwegischen Städtchen Røraas bei Drontheim mitten im Winter der Jahrmarkt abgehalten wird, so kommen außer den Bauern der Gegend stets auch zahlreiche Berglappen dorthin, die Pelzwerk zu Markte bringen und sich für den Erlös wieder auf Monate hinaus mit Kaffee, Tabak und Branntwein versehen. Bei dieser Gelegenheit veranstalten die Bauern und Lappen oft auch Wettfahrten, die, wie unsere Abbildung zeigt, unter allgemeiner

Theilnahme der in Schlitten oder auf Schneeschuhen herbeigekommenen Bevölkerung abgehalten werden. Auf den ersten Blick scheint fast unzweifelhaft, daß der norwegische Bauer mit seinem Pferdegespann gegen den Lappen, dessen Schlitten von dem, besonders auf weiten Schneeflächen so flüchtigen Renthier gezogen wird, im Nachtheil bleiben müsse. Dies ist aber durchaus nicht immer der Fall, denn wenn auch das schwerere Pferd in tiefem Schnee mit dem Renthier keineswegs Schritt zu halten vermag, so geht doch häufig genug durch die Launenhaftigkeit und Störrigkeit des letzteren der schon errungene Vortheil wieder verloren. Diese Thiere bleiben oft plötzlich ohne jede sichtbare Ursache stehen und weichen nicht mehr von der Stelle, mitunter gerathen sie auch in Wuth und wenden sich mit ihrem Gemeiß gegen den eigenen Herrn. Bis dieser sein Renthier dann endlich wieder beruhigt hat, ist der Bauer mit seinem Pferde längst am Ziel angelangt.

Der „Bürgermeister von Baltimore“.

Eine Episode aus der Chronik der Stadt Danzig.

Von

Emil König.

(Nachdruck verboten.)

Es war am 19. Juli des Jahres 1741. Eben war die Mittagsglocke verhallt, als sich, der glühenden Sonne ungeachtet, ein mächtiger, fort und fort anschwellender Menschenstrom durch die Straßen der alten freien Stadt Danzig dem „Grünen Thore“ zu wälzte. Links vor der Thordurchfahrt war eine hohe Bühne aus ungehobelten Brettern errichtet, zu welcher etliche Treppenstufen führten.

Vor diesem Gerüst hatten selbst Danzigs Gassenbuben einen heillosen Respekt, denn es war die sogenannte „Schandbühne“, der Ort,



Wettfahren mit Pferden und Renthieren in Norwegen.

wo die damals noch gebräuchlichen Leib- und Ehrenstrafen öffentlich ertheilt wurden.

Plötzlich ertönte die tobende Volksmenge der Ruf: „Platz da!“ Der Lärm verstummte, die Leute wichen zur Seite und gaben einem gar seltsamen Zuge Raum, der sich nach der Schandbühne bewegte. Voran schritten vier Stadtsoldaten, angethan mit ihren rothen Paraderücken und blanken Mützen. Ihnen folgte der „ehrenfeste und ehrsame“ Herr Melchior Röhrdanz, eines „wohlblühlichen und wohlweisen Schöppenamts der freien Stadt Danzig Diener“, bekleidet mit braunem Staatsrock und betrefftem Dreimaster, den gewichtigen Rohrstock in der Rechten. Nach ihm kamen zwei Büttelknechte, welche ein mit Stricken gebundenes Weibsbild von frechem Aussehen, das etliche dreißig Jahre alt sein mochte, führten, und den Schluß des Zuges bildeten wieder vier Stadtgrenadiere.

Das Weib war eines der übelberüchtigsten

Frauenzimmer der Stadt und bereits öfters mit dem Gesetz in Konflikt gekommen. Heute sollte sie für ein neues Vergehen gegen die Gesetze der Stadt, für eine Brandstiftung, öffentlich auf der Schandbühne bestraft werden. Im Laufe der Untersuchung war auch eine hochgestellte Persönlichkeit der Stadt, der polnische Fürst Kasimir Czestochi, in die Angelegenheit verwickelt worden; man hatte ihn im Verdacht, die Brandstifterin habe in seinem Auftrage das Haus eines mit ihm im Prozesse liegenden Bürgers angesteckt, die Verbrecherin hatte jedoch nichts gestanden und man hatte ihm zwar nichts Strafbares direkt nachweisen können, immerhin aber erschien er kompromittirt, und die Stimmung der Bevölkerung war eine ihm sehr ungünstige.

An der Schandbühne angelangt, machte die Wache Halt. Herr Melchior Röhrdanz, die gewichtige Amtsperson, und die beiden Büttelknechte nebst der Verurtheilten erstiegen auf den Stufen das Gerüst.

Dort erhielt sie von den Büttelknechten fünf Stockschläge. Das Gezeter der Verbrecherin verhallte unter dem Beifallsgeschrei der solchen öffentlichen Schauspielen zugethanen Menge. Nach Vollziehung dieses ersten Theiles der Strafe verließ der Zug das Gerüst und bewegte sich in der nämlichen Ordnung, wie er gekommen war, ernst und feierlich nach der Brodbänkengasse. Dort hielt er vor einem mächtigen, mit prächtigen Bildhauerarbeiten versehenen Giebelhause an, und dieselbe Prozedur wiederholte sich an der Sünderin.

Diesmal erhob die Menge ein nicht enden wollendes grimmiges Geheul, das jedoch nicht der blutüberströmten, halb ohnmächtigen Verbrecherin, sondern dem Bewohner jenes stolzen Hauses, dem Fürsten Czestochi galt, und noch geraume Zeit, nachdem sich der Zug bereits wieder hinwegbegeben hatte, währte der Tumult fort. Heftige Schimpfworte wurden laut, und die Raths- und Stadtdiener vermochten

Humoristisches: Der Minne Lohn.



Im Krug zur „guld'nen Traube“
War rauh und grob der Wirth;
Sein Kind, die wilde Traube,
Hab' ich mir doch gefirt.



Im Krug zur „guld'nen Traube“
War säuerlich der Wein;
Doch in der Fliederlaube
Gar süß das Stelldichein.



Wie war so schön mein Täubchen! —
Die Last der Böpfe quoll
Kohlshwarz aus weißem Häubchen,
Es machte mich fast toll.



Mein Lieb mit schlaun Blicden
Die Böpfe um mich flücht.
Und scherzt: „Die Ketten drücken
Wohl den Gefang'nen nicht?“



Wir hielten uns umschlungen,
Vom langen Ruß berauscht; —
Leis' kam der Wirth gesprungen
Und hat den Spaß belauscht.



„Sieh, Wildfang eine Lode,“
So bat ich, „mir zum Pfand!“
Da griff der Wirth zum Stode
Mit ungeflümmter Hand.



Jäh riß sich los das Täubchen
Und ließ als Pfand zurück
Die Böpfe sammt dem Häubchen; —
Zu reichlich war mein Glück!



Den Krug zur „guld'nen Traube“
Hab' ich seitdem geflohn;
Zwei Böpfe sammt der Haube:
Welch' grauf'ger Minnelohn!

es nicht zu verhindern, daß Steine durch die Scheiben des prachtvollen Gebäudes geworfen wurden.

An dem Wohnhause der Verbrecherin, Ecke der heiligen Geist- und Kohlenstraße, erfolgte der dritte, den ersten beiden gleiche Theil der Urtheilsvollstreckung, und wieder erstarrte das Schmerzensgeschrei der Delinquentin im Losen der Menge.

Von hier bewegte sich der Zug nach dem Kohlenmarkte, woselbst die „Krausen“ — so hieß das verbrecherische Weib — abermals ihre Fieße erhielt. Darauf drückte ihr einer der Büttelnechte ein glühendes Eisen zwischen die Schultern.

Ein durchbringender Schrei der Gebrandmarkten machte den Nächststehenden unter den Zuschauern das Blut erstarren und das Toben der Menge auf Augenblicke verstummen. Bewußtlos war die Verbrecherin zusammengesunken, aber fühllos schleppten die Büttel die nahezu Leblose nach dem Stockthurm, woselbst sie in Zukunft Karrenarbeit zu verrichten hatte.

Die also Bestrafte, Anne Krausen, hatte ihr Vergehen schwer büßen müssen. Ihre Strafe war hart, aber gerecht gewesen, und wenn Fürst Kasimir Czestoch nicht weiter belangt wurde, obgleich es, wie gesagt, allgemein hieß, daß das Weib in seinem Auftrage gehandelt habe, so geschah es theils aus Rücksicht auf die damalige polnische Oberherrschaft über die Stadt, theils auch deshalb, weil die Untersuchung nichts ihn direkt Belastendes ergeben hatte, und die Anne Krausen zu keinem Geständniß bezüglich seiner Mitschuld zu bewegen gewesen war.

Dem Haß der Menge freilich konnte sich der Fürst nicht entziehen. Auch hatte er recht wohl verstanden, was der wohlweise Rath damit sagen wollte, daß er den zweiten Akt der Strafvollstreckung gerade vor seinem Hause sich abspielen ließ, und daher schwor er in seiner ohnmächtigen Wuth, während die Scheiben seines Palastes unter den Steinwürfen des Pöbels erklinkerten, in seinen sicheren Hintergemächern, in welche er geflohen, dem Rathe sammt der ganzen Bevölkerung der Stadt für die ihm angethane Schmach bittere, unverlöbliche Rache.

Im Dunkel der nächsten Nacht verließ er heimlich und für immer die alte Stadt. —

Etwa zwölf Monden waren verstrichen, als in Danzig ruchbar wurde, die Anne Krausen, im Volksmunde „die Krusche“ genannt, sei entflohen.

Zur selben Zeit war ein junger, unbekannter Herr in einer prächtigen Karosse in der Stadt angelangt. Ein großes Gefolge und gallonirte Diener begleiteten ihn. Er war im Gasthose „Zum polnischen König“ abgestiegen, dessen ganzes erstes Stockwerk, sowie entsprechende Stallung, Remise u. er auf unbestimmte Zeit gemiethet hatte.

Der Herr bezahlte überall seine und seiner Leute nicht geringen Bedürfnisse pünktlich mit gewichtigen blanken Goldstücken. Er trug ein einfaches Gewand von schwarzem Sammet. Nur die werthvolle Brillantnadel und die Halskrause von Brüsseler Spitzen ließ ebenso den reichen Mann erkennen, wie sein herrisches Benehmen gegen seine besetzte Dienerschaft.

Der Unbekannte lebte anfangs in völliger Abgeschlossenheit; dessenungeachtet sprach man bereits in allen Gesellschaftskreisen der Stadt fast ausschließlich von ihm und bemühte sich vergebens, zu erforschen, was der reiche Fremdling denn eigentlich hier bezwecke. Je unbefriedigter die Neugier der Leute blieb, desto mehr wuchs dieselbe und um so interessanter wurde der Unbekannte in ihren Augen.

Allerdings hatte derselbe eine stattliche Gestalt und ein nicht unschönes Gesicht, allein keineswegs vornehme Manieren. Verstand und Witz mochte er wohl besitzen; er konnte das aber,

da er nur gebrochen deutsch sprach, nicht recht von sich geben; dabei war auch sein Auftreten nicht immer sehr geschickt. Indessen, er war ja ein steinreicher Mann, das sah Jedermann, und die Leute übersehen daher gern die Mängel seiner Bildung und Erziehung. Selbst die exklusivsten Kreise schätzten es sich zur Ehre, mit einem solchen Krösus zu verkehren.

Da endlich kam durch einen Zufall etwas Licht über den seltsamen Mann unter die Leute. Einer seiner Diener hatte in der Schänke „Zum rothen Hahn“ Worte fallen lassen, aus welchen zu entnehmen war, daß sein Herr ein unermeßlich reicher Plantagenbesitzer aus Amerika sei, der im Begriff stand, eine Reise um die Welt zu machen und schon England und Frankreich besucht habe. Dort habe er angeblich großartige Holz- und Getreidelieferungen abgeschlossen.

Solch' eine Kunde mußte natürlich wie ein Blitz alle Handelshäuser der Seestadt durchzucken, deren Haupthandelsartikel ja gerade Getreide und Holz schon von Alters her bildeten, und die Makler und die gesammte Börse in Aufregung versetzen. Jeder rechnete auf Gewinn, und nun erhielt der überseische Nabob einen solchen Hagel von Einladungen, daß er kaum der Hälfte Folge leisten konnte. Den dummsten seiner Einfälle pries man als geistreich, und die plumpste seiner Aeußerungen galt für ungemein witzig.

Feste folgten auf Feste, deren Krone der interessante Fremde war, und der sonst so stolze Rath, die unnahbaren Patrizier öffneten dem Millionär ihre Salons und fanden ihn entzückend.

Und gar erst deren Töchter! Ihnen gefiel der Plantagenbesitzer aus dem fernen Amerika ganz ausnehmend, er war bezaubernd und tanzte so zierlich, namentlich Menuet, wie kein Zweiter.

So avancirte der gefeierte Gast denn von Stufe zu Stufe und wurde die stille Hoffnung manch' einer Mutter heirathslustiger Töchter. Es verlautete auch von kleinen Liebeshändeln, welche hier und da mit dem interessanten Manne sich abspielen sollten.

Unter fortgesetzten Festen, deren Geld der Krösus war, waren wieder etliche Wochen dahingeeilt. Der Fremde hatte inzwischen sein Infognito noch immer nicht gelüftet; wohl aber hatte er sich da und dort Holz- und Weizenproben erbeten und sich nach den Preisen erkundigt, auch nachgeforscht, wie viel man wohl binnen Jahresfrist zu liefern im Stande sei.

Schließlich wurde er sogar ein wenig mittheilhaft und äußerte seine Besorgniß über etwa ausbrechende Kriege und nothwendige, äußerst wichtige Geschäfte. Jedes seiner Worte wurde von geschäftigen Zungen weitergetragen, denn er war der Höhe des Tages geworden, um den sich Aller Unterhaltung und Interessen drehen.

Er habe sich schon zu lange dem Vergnügen hingegeben, äußerte er eines Tages, und müsse nunmehr an Abwicklung seiner Pläne denken. Zuvor aber wolle er sich für all' die genossene Gastfreundschaft durch Veranstaltung eines großen Festes, das an seinem bevorstehenden Geburtstage gefeiert werden sollte, dankbar erweisen. Zugleich machte er einige Andeutungen, daß er sein Herz verloren habe und sich zu verloben gedenke, wozu ihm ja das geplante Fest eine erwünschte Gelegenheit biete.

Jetzt erging man sich, und besonders die Damenwelt, in allen möglichen Vermuthungen, wer die Auserkorene sein könne. Vor Allem beneidete man Adalgunda Renata Schultia, des Rathsherrn Emerentius Schultius einzige Tochter, die der Nabob mit besonderer Auszeichnung behandelt haben sollte; man sah sie schon als die glücklichste zukünftige Gebieterin über die Schätze beider Indien.

Endlich erschien der mit allgemeiner Span-

nung erwartete Tag der Festfeier. Dieselbe sollte in einem leerstehenden Landhause, welches vordem dem Fürsten Czestoch gehört und welches der reiche Fremdling gemiethet hatte, vor sich gehen, das nahe an der Grenze des Weichbildes der Stadt lag; darin erblickte bei der schönen Jahreszeit indessen Niemand etwas Auffälliges.

Einige Hundert Einladungen an die Honorationen waren ergangen, sämmtlich mit „V. von Baltimore“ unterzeichnet.

Jetzt wußte man endlich, wer der räthselhafte Fremdling war, das stand es ja klar und deutlich: es war der V. von Baltimore, also ganz unumwandelhaft der „Bürgermeister“. Nunmehr trafen beim Rathsherrn Emerentius Schultius auch die Glückwünschenden in großer Zahl ein. Der Rath hörte sie mit Behagen an. Warum hätte er sie auch nicht annehmen sollen, der Zukunftschwiegervater eines Bürgermeisters von Baltimore? Hatte doch dieser sich jüngst, wenn auch noch nicht in aller Form, um sein Töchterlein beworben, und des Nabobs Verbindung mit der tugendreichen Renata war sicher keine Mißheirath!

Natürlicher Weise wurden alsbald auch die Danziger Poeten warm. Diese Poetaster fabrizierten zu Ehren des großen Bürgermeisters von Baltimore Gedichte und Oden zum Steinerweichen. Sie triefen von Lobeserhebungen, und konnten kaum mit der Elle gemessen werden. Studiosus Daniel Kurz aus Polzin, dessen Dichtertalent sich in Hinterpommerns heiligen Dichterbainen gar glänzend entfaltet hatte, fand die Gelegenheit, seinen Namen unsterblich zu machen. Michael Safft, ein Mann mit langem akademischen Titel, widmete dem Helden des Tages einen schwungvollen, ja überschwenglichen Hymnus, und nun erst Benjamin Hedding, ein Studiosus philosophiae, der schuf so zierliche, wunderliebliche Verslein zur Feier des Festes mit ganz unvergleichlichen Reimen, wie z. B.:

„Sah er nicht ganz umringt
Mit Flammen voller Loh;
Betrachtend, was er bringt,
Der Schönen zum Cadeau!“

u. s. w. u. s. w.

Endlich erschien die besonders von allen jungen Damen sehnlichst erwartete Stunde der Eröffnung des Festes.

Sie waren sämmtlich erschienen, alle die geladenen Gäste. In stolzen Karossen waren sie vorgefahren, und in den Sälen des Festgebers entfaltete sich ein Wogen und Drängen und eine Pracht, würdig eines so hohen Herrn, der die Stadt mit seinem Besuche beehrte. Straßenfedern und Allongeperrücken, Reifröcke und Staatskleider, Diamanten und Perlen, kurz aller Prunk der reichen See- und Handelsstadt war in Hülle und Fülle vertreten.

Da erschien endlich auch der König des Festes, der Löwe des Tages, der Herr „V. von Baltimore“.

Er verneigte sich verbindlich nach allen Seiten und nahm alle die Gedichte und Glückwünsche huldreich entgegen. Sodann ersuchte er die hohen Herrschaften, ihm zum Empfange der Braut zu folgen.

Alle die liebreizenden Frauen und Töchter schritten, geführt von wohlledlen und weisen Herren, hinter dem „V. von Baltimore“ her, der die hohe Gesellschaft vor den Eingang zum Landhaus geleitete.

Dort fuhr eben eine prächtige Karosse vor. Es war die des „V. von Baltimore“. Sie war mit seinem Reisegepäck beladen und darin saß — die „Krusche“, die entsprungene, gebrandmarkte Verbrecherin, und noch dazu in schmukiger, ganz gemeiner Kleidung.

Unbeschreibliches Erstaunen und maßloses Entsetzen schüttelte bei diesem Anblick die Festtheilnehmer, und als nun auch noch der vermeintliche Bürgermeister von Baltimore an

der Seite der Gebrandmarkten Platz nahm, als das höllische Hohngelächter jenes verachteten Weibsbildes an ihr Ohr schlug, und der Wagen im Galop davonfauste und über die nahe Grenze rollte, da ergriß die betrogenen Gäste eine förmliche Erstarrung.

Es währte lange, ehe die Fräulein und Frauen und alle die Wohlweisen, Edlen und Gestrungen ihre Fassung nur einigermaßen wieder erlangten. Aber noch eine bittere Täuschung und zugleich überraschende Aufklärung harpte ihrer.

Am Abende des verhängnißvollen Festes mit dem seltsamen Abschluß, und zwar zu ein und derselben Stunde, erhielten Alle, so da mit einer Einladung des „B. von Baltimore“ beehrt gewesen waren, ein Schreiben, welches also lautete:

„Für die gastliche Aufnahme und liebevolle Begegnung in den vornehmen Häusern empfiehlt sich ergebenst dankend und der plötzlichen Abreise wegen unterthänigst um Entschuldigung bittend zu geneigtem Andenken

der ehemalige Bitttel von Baltimore, jetzt aber umherreisender Abbedeckternecht und Deputirter der Rache.“

Die Danziger erkannten in diesem ebenso böshafter wie empfindlichen Streich bald dessen Anstifter, den polnischen Fürsten Kasimir Czeszotki, bemühten sich aber, die Geschichte nach Möglichkeit zu vertuschen.

Allein schon damals bewahrheitete sich in Danzig wie anderwärts das Wort: „Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.“ In Tausenden von Abschriften kam jenes heillose Abschiedsschreiben des „Bitttel von Baltimore“ in die Hände der Bürgerschaft, und die hohen Herren des Rathes und Andere mehr mußten wohl oder übel sich bequemen, all' den Spott und die beißenden Pasquille über sich ergehen zu lassen. Sie führten, durch Schaden gewißigt, jetzt zwar eine strengere Fremdenkontrolle ein, aber die Blamage blieb doch an ihnen haften, und die Rache des Fürsten Czeszotki blieb noch Jahre lang weit über die Grenzen Danzigs hinaus ein beliebtes Gesprächsthema. Später gerieth der — übrigens buchstäblich wahre — Vorfall dann in Vergessenheit.

Heiteres von John Bull.

Mitgetheilt

von

Theodor Winkler.

(Nachdruck verboten.)

So wenig Jemand die schätzbaren nationalen Vorzüge der Engländer verkennen wird, so wenig ist es hinwegzuleugnen, daß sie mit gewissen Eigenthümlichkeiten, die in scharf ausgeprägter Weise gerade ihnen anhaften, vielfach auf dem Welttheater die unfreiwillig komischen Personen liefern. Die Sonderbarkeiten, die bei der vielgepflegten Reiselust der Engländer namentlich auf fremdem Boden zum Vorschein kommen, haben zu der Annahme einer förmlichen englischen Nationalkrankheit, des sogenannten Spleen, geführt, der sicherlich kein leeres Phantasiegebilde ist.

Unzählig sind die Anekdoten, die man von John Bull — wie man die Personifikation des englischen Volkscharakters nennt — erzählt. Dabei ist es bemerkenswerth, daß die stolzen Briten Humor genug besitzen, um diese Karikaturen ihres Stammes selbst zu belächeln. Von Zeit zu Zeit erscheinen auf dem englischen Büchermarkt ganze Sammlungen solcher John Bull-Streiche, die in der That an drastischer Komik nichts zu wünschen übrig lassen. Eine dieser humoristischen Chroniken, „Excentric Bio-

graphy“ betitelt, ist dem Verfasser vorliegender Skizze unlängst zu Händen gekommen, und es möge ihm nun gestattet sein, zur Erheiterung des geneigten Lesers Einiges daraus mitzutheilen.

Da wettet Einer, er wolle in einer gegebenen Zeit eine bestimmte Strecke in einem mit Hund bespannten Fuhrwerke zurücklegen; ein Anderer erbiethet sich, eine Meile auf allen Vieren zu laufen und dabei ein rückwärts gehendes Pferd an Schnelligkeit zu übertreffen; ein Dritter rühmt sich, rückwärts zu Pferde sitzend fünfzehn englische Meilen in der Stunde zurücklegen zu können; ein Vierter endlich wettet tausend Pfund Sterling, er wolle, seine Frau auf den Schultern tragend, in dreißig Minuten eine bestimmte Strecke im Trabe durchlaufen. Doch dies sind Alles Fälle, die in London, wo die sonderbarsten Launen und barocksten Einfälle an der Tagesordnung sind, kaum ein ungewöhnliches Aufsehen erregen. Aber je schwerer der Engländer in Stauten zu verkehren ist, um so krampfhafter sind die Anstrengungen, etwas Neues, noch nie Gesehenes oder Gehörtes zu erfinden, um das Augenmerk auf sich zu lenken und von sich reden zu machen.

So setzte z. B. ein reicher Kaufmann einen Verwandten zum Erben seines Vermögens ein, jedoch nur unter der Bedingung, daß der Erbe täglich zwei Stunden auf der Börse zubringen müsse; eine Ausnahme sei ihm nur im Falle einer schweren Erkrankung gestattet, über die er sich dann durch ärztliches Attest bei dem jeweiligen Börsenvorstand auszuweisen habe, der für diese Kontrolle mit einem besonderen Legat bedacht ward. Frei sollte er außerdem an jedem Sonn- und Feiertag sein. Also konnte er auch nur an einem solchen Tage die Stadt verlassen.

Daß sich die Verschrobenheit auch im Punkte der Sparsamkeit zeigt und zwar um so ärger, je weniger die Vermögensumstände dazu nöthigen, darf nicht Wunder nehmen. Unter den vielen berühmt oder vielmehr berüchtigt gewordenen Geizigen war wohl John Elwes der eingefleischteste. Durch zwei bedeutende Erbschaften war sein Vermögen zu der großen Summe von 800,000 Pfund Sterling (16 Millionen Mark) angewachsen. Er war Eigentümer ganzer Straßen in London. Unablässig ließ er bauen, und der Werth der von ihm angekauften Grundstücke stieg durch die schnelle Zunahme der Bevölkerung auf das Sechsfache. Dabei wohnte John Elwes in einem Dachkammerchen des schlechtesten seiner Häuser, dessen ganzes Meublement aus einem Tisch, einem Stuhl und einem Bett bestand. Er hielt sich keinen Diensthofen und blieb unverheirathet; als Anzug dienten ihm zusammengewürfelte Lumpen, und selten bestand seine Nahrung aus etwas Anderem als Brod und Abfällen, die in einem Speisehause für die Hunde verkauft wurden. Bei dieser entsetzlichen Kargheit seinen körperlichen Bedürfnissen gegenüber war ihm doch sein Besitz nie groß genug, und fortwährend sann er auf die Vermehrung seines Vermögens, wobei er sogar die gewagtesten Speculationen nicht scheute. Er war ein leidenschaftlicher Spieler, und eine Parthie Piquet kostete ihm oft mehrere tausend Pfund Sterling. Nach jedem solchen Verlust aber ärgerte ihn der Penny, den er für den Bissen Brod hingeben mußte, um seinen Hunger zu stillen. Seine hinterlassenen Reichthümer fielen lachenden Erben zu.

Altengland hat von jeher die unverwundlichsten Fußgänger geliefert, wie denn auch die größten Parforcereiter stets dort gebiehn. Der Kapitän Sir Thomas Cochrane zum Beispiel wanderte zu Fuß nach Kamtschatka und bediente sich auf dieser ungeheuren Strecke nie eines Fuhrwerkes oder eines Pferdes. Unter der Regierung Jakob's I. ferner, als noch die weiten

Wanderungen mit Gefahren und Schwierigkeiten jeder Art verbunden waren, durchwanderte Thomas Corryat ganz Europa und Asien; er drang bis über den Ganges vor und reiste auch nach Amerika, welchen Erdtheil er zu Fuß zu durchwandern beschloffen hatte. Er kam jedoch nicht wieder zurück, und Niemand hörte wieder etwas von ihm.

In den vierziger Jahren erschoss sich in London ein junger Lord, der ebenso reich als verschwenderisch, ebenso sonderbar als reich war. Er kannte nichts Köstlicheres auf der Welt als Pferde, Hunde und Wetten. In seinem drei- undzwanzigsten Jahre — ein Jahr vor seinem Tode — hatte er bereits 76,000 Pfund Sterling (1,520,000 Mark) verwettet und 15 Vollbluthengste todtgeritten. Er fehlte bei keinem Pferderennen und gerieth in Verzweiflung, wenn er nicht den Preis davontrug. Ein Jockey im Dienste Seiner Herrlichkeit zu sein, war nichts Geringes, weil sich der arme Bursche in der Regel neben vielen Trintgeldern auch die Schwindfucht holte. Als der Lord einmal 5000 Pfund auf seinen Kenner Butterfly gesetzt hatte, sah man einen seiner Jockeys während der unerträglichsten Sommerhize in einem Fuchspelze die Straßen Londons durchheilen. Diese Schwickur mußte der arme Teufel drei Wochen lang ausstehen, damit er durch das heftige Schwitzen mager und leicht würde und den Kenner nicht zu sehr belaste. Nach Ablauf dieser Zeit glich der Jockey einem Skelett und war unglaublich leicht geworden. Er schwang sich auf den Rücken Butterfly's und gewann mit ihm für seinen Herrn die 5000 Pfund; am anderen Tage aber war er todt. Der Lord verzog darob keine Miene. Bald darauf verlor derselbe zwei Wetten hinter einander. Obwohl er reich genug war, den Verlust zu tragen, dächte ihn das Unglück doch so fürchterlich, daß er an sich und der Welt verzweifelte und sich eine Kugel durch den Kopf jagte.

Im Rheinland kursirt noch heute die Geschichte von einem Engländer, der den ganzen Sommer über auf einem Dampfschiff stromauf und stromab fuhr, ohne der Parthie im Geringssten überdrüssig zu werden. Schon glaubte man, einen begeisterten Naturfreund vor sich zu haben, der sich in die Reize der Rheinlandschaft verliebt habe; allein das Räthsel fand schließlich eine ganz andere Auflösung. Als nämlich die Saison zu Ende ging, und die Fahrten eingestellt wurden, war unser John Bull nur mit Mühe davon zu überzeugen, daß er nun das Schiff verlassen müsse. Ganz niedergeschlagen trennte er sich endlich davon und erklärte, in ganz Deutschland wisse er keinen zweiten Platz, wo man so gut und billig ein echt englisches Beefsteak bekomme, wie an Bord dieses Dampfers, der ihn denn auch nur dadurch den ganzen Sommer hindurch gefesselt habe.

Ein Dandy war ein leidenschaftlicher Freund der Lektüre, allein das Siken und unaussprechliche Blättern fand er höchst langweilig. Ein Ausweg war bald gefunden. Er ließ von jedem Werke, das er zu lesen wünschte, zwei Exemplare kaufen und die Blätter der Reihe nach auf die Wände seines Zimmers kleben. Hatte er nun diese literarischen Tapeten genügend ausgekostet, so wurden andere an deren Stelle geklebt. Von Wand zu Wand schreitend genoß er seine Lektüre und war kreuzbergig dabei, bis ihm auch das wieder langweilig wurde, und ein neuer Einfall den alten ablöste.

Viel von sich reden machte auch ein Sohn Albions, der vor einigen Jahren an einer eigenthümlichen Krankheit in Rom starb. Er hatte sein Vaterland verlassen, da ihn das Unglück traf, daß er seine Frau durch den Tod verlor. Sie hinterließ ihm ein ungeheures Vermögen. Warum ging er nun nach Italien und wie erfreute er sich dort seines Reichthums?

Er war nach Italien gekommen wegen seines Hundes, der im nebeligen England zu tränkeln schien und durch das Einathmen südllicher Lüfte genesen sollte. Sein ganzer Umgang beschränkte sich auf dieses Thier, einen Bullenbeißer von riesenhafter Größe, und all' sein Geld verwendete er nur darauf, diesen einzigen Freund gesund zu machen und ihm das Dasein zu versüßen. In seiner Villa, die er nahe bei Rom auf's Prachtigste erbauen ließ, waren die schönsten Gemächer für diesen Vierfüßler bestimmt. Phylax aber liebte die Mäßigkeit nicht, er übernahm sich in allerhand Vederbissen, wie Stracchino, Macaroni und Salamiwurst, zog sich dadurch eine Magenkrankheit zu, und obwohl sein Herr eine ganze Reihe der berühmtesten Aerzte kommen ließ, so vermochten sie den theuren Patienten doch nicht zu retten; eines Tages hauchte er seinen letzten Seufzer aus. Der Engländer war über den Verlust seines einzigen Freundes ganz untröstlich und ließ ihm im Garten vor seiner Villa ein prachtvolles Grabmal errichten, an welchem er Tage lang in tiefer Trauer saß. Der Kummer, der ihn über den Verlust erfüllte, warf ihn endlich auf's Krankenlager und kostete ihm das Leben. Sein letzter Wunsch war, an der Seite seines Phylax bestattet zu werden, und zur Erhaltung der gemeinsamen Grabstätte bestimmte er in seinem Testamente eine ansehnliche Summe. Ein in Manchester wohnender Rechtsgelehrter war der Erbe dieses Sonderlings, dessen Grabmal wahrscheinlich noch heute zu sehen ist. Einen bemerkenswerthen Beitrag zu unserem Thema liefert auch die Geschichte, welche dem Bau-berkünstler Bosco zu seiner Berühmtheit verhalf. Zum Beschluß unserer Skizze mag dieselbe hier ein Plätzchen finden. Bosco wollte es anfangs in seiner Laufbahn gar nicht glücken. Er nannte sich abwechselnd Michaelis, Lugharis, Boghos, Wormser, Herodes u., gab sich bald für einen Russen, bald für einen Chinesen, einen Hindu und Perser aus; aber unter keiner dieser Verkleidungen gelang es ihm, emporzukommen. Endlich ging er nach London und nahm den Namen Bosco an, indem er bald in den Straßen, bald auf der Themse seine Künste zeigte, ohne indeß mehr als sein Leben damit fristen zu können. Unter Anderem hatte er ein kleines Fahrzeug von Kort gebaut und vier Gänse abgerichtet, welche dasselbe ziehen mußten. So fuhr er auf der Themse hin und her und suchte das Augenmerk auf sich zu ziehen, aber Niemand wollte für die Sehenswürdigkeit Geld zahlen. Da ging zufällig ein echter John Bull vorüber, ein berühmter Stutzer, welcher der Mode in Allem blind gehorchte. Er sah Bosco und dessen Gänse, und da er ein Fest zu geben hatte, bei welchem nothwendig etwas Außerordentliches vorkommen mußte, glaubte er hiermit das längst Gesuchte gefunden zu haben. Er verständigte sich mit dem Zauberkünstler, ließ dessen Fahrzeug glänzend ausstatten, die Gänse prächtig aufzäumen, und als er das Ganze seinen Gästen vorführte, erregte es viele Heiter-

keit. Bosco aber wurde von dieser Stunde an der Löwe des Tages; die Gänse, die einst das römische Capitol gerettet, retteten jetzt Bosco. In dankbarer Erinnerung dieses Vorfalles ließ er später, als er sich viel Geld erworben hatte und sich in Italien eine herrliche Villa erbaute, zwei riesige Gänse von Marmor vor den Eingang setzen. Bosco hätte auch den anderen Erzeuger seines Glückes mit dazu stellen sollen: den stutzerhaften John Bull.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Seltames Mittel gegen Podagra. — Der Franzose Tavernier, ein ehemaliger Juwelier, der sich durch seine Reisen einen Ruf erworb, litt stark am Podagra. Als er sich im Jahre 1826 in Egypten befand, gerieth er mit einem Aga in Streit, in Folge dessen der wüthende Türke ihm ohne Weiteres die Bastonnade geben ließ. An dieses unangenehme Abenteuer dachte indeß Tavernier später nur mit Vergnügen, denn die nachdrückliche Bearbeitung der Fußsohlen hatte ihn gänzlich von seinem Podagra geheilt. Trotz seinem glaubwürdigen Zeugniß wird indeß heute wohl kein Arzt dies etwas gewaltsame Mittel verordnen. [R. St.]

Eine charakteristische Verfügung erschien am 11. Oktober 1784 speziell für Galizien. Hierin heißt es unter Anderem: „Um dem Unfug der Trunkenheit

bei Brautleuten und ihren Beiständen zu steuern, soll das Landvolf nur Vormittags zur Trauung zugelassen werden, und falls das Brautpaar schon am Vormittage betrunken wäre, so ist es dem Pfarrer bei 12 Gulden Strafe verboten, die Trauung zu vollziehen.“ [R.]

Remagen am Rhein.

(Mit Abbildung.)

Das unterhalb Linz freundlich am Rhein gelegene Städtchen Remagen (siehe die Abbildung) war schon zur Römerzeit unter dem Namen Rigomagus bekannt; es zählt etwa 3200 Einwohner, die sich vom Wein- und Ackerbau, sowie von der Schifffahrt nähren. Die Stadt war im Mittelalter viel bedeutender als jetzt, wurde aber 1198 in den Streitigkeiten der beiden Gegenkaiser Philipp und Otto fast ganz niedergebrannt; ein gleiches Schicksal widerfuhr ihr 1644 durch die Schweden, deren Zerstörung die Franzosen 1696 vollendeten. Erst unter preussischer Herrschaft begann Remagen wieder aufzublühen, wozu in neuerer Zeit besonders die Erbauung der Apollinariskirche und die sich steigende Frequenz des nahen Bades Neuenahr beitrug. Zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gehört in erster Linie das sogenannte Pfarthor aus dem 11. Jahrhundert mit noch unerklärten Ornamenten. Die katholische Pfarrkirche (schon 1003 erwähnt) soll auf den Ruinen eines römischen Kastells erbaut sein; im Innern des 1246 angebauten Chors wurden 1842 unter der Linde alte bemerkenswerthe Wandmalereien entdeckt. Im oberen Theil der Stadt steht die neue evangelische Kirche in gothischem Styl. Eine wahre Schatzkammer deutscher Kunst aber besitzt Remagen an der herrlichen Apollinariskirche, welche sich unterhalb der Stadt auf einem Thonschieferfelsen erhebt. Reichsgraf Franz Egon v. Fürstenberg-Stammheim hat sie auf eigene Kosten durch den Kölner Dombaumeister Zwirner von 1839 bis 1853 errichten lassen.



Ansicht von Remagen am Rhein.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 39.

Auflösungen von Nr. 37:

des Bilder-Räthfels: Sich an seinem Feinde nicht zu rächen, ungeachtet er Gelegenheit dazu gibt, das ist wahre Güte;

des Verzeihungs-Räthfels: Altan, Norden, Darius, Rade, Emir, Algen, Storch, Hafer, Oberst, Fahne, Ehre, Naute (Andreas Hofer).

Kreuz-Räthsel.

A	A	A
D	D	E
I	I	I
M	M	N
	O	P
	R	Z

Werden diese Buchstaben richtig geordnet, so lauten die sich entsprechenden wagrechten und senkrechten Reihen gleich. Die Wörter bezeichnen: 1) eine Behörde, 2) eine Stadt in Oberitalien, 3) einen französischen Staatsmann des 17. Jahrhunderts. Heinrich Vogt.

Auflösung folgt in Nr. 39.

Logogriff.

Mit w zieh' ich das Schwere
Herab zur Mutter Erde;
Mit f bei keinem Menschen,
Glaub' mir's, vermicht ich werde;
Mit d ich keine Prosa liebe,
Mit r straf' ich ertappte Diebe. Emil Root.

Auflösung folgt in Nr. 39.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung.
Kommandit-Gesellschaft auf Actien.
Redigirt von Theodor Freund, gedruckt und herausgegeben
von Hermann Schönleins Nachfolger in Stuttgart.